

Theologen. Mehrere Gedichte sind namentlich genannten Lehrern und Freunden gewidmet. Das ist ungewöhnlich, wenn eine besondere sprachliche Signifikanz der Person oder der Verbindung zu ihr nicht vorliegt, übersteigt zu wenig den Eindruck des Privaten. Ein „Lyrik und Theologie“ überschriebenes Gedicht beginnt: „Biologie des Absoluten. / Wie vermittle ich mich / an mich selbst? / Mein Anfang ist ein letztes Ende. / Ein Sprachleib dann, / wenn ich sage, / ich selber bin.“ Vermag der Leser auch das „Ende“ nicht einzusehen, so ist die „Biologie des Absoluten“ und der „Sprachleib“ in der Tat das außerordentliche Problem von Lyrik und Theologie, das dem Leser noch problematischer erscheint als dem schreibenden Autor. Die Gefahr des auf diesem Streckenabschnitt schreibenden Lyrikers ist das gelernte Wissen, die Ordnung heischende Bildung, die lehrhafte, Existenz überdeckende gedankenlyrische Summe. Der „Sinn“-Teppich gerät zu metaphysisch, zu moralisierend, zu früh. Verse schreiben als Theologe, zumal als studierender, ist ein äußerst schwieriges Unterfangen. Das Wort muß im Vers konkret werden, das Bild gegen den Begriff antreten. Man darf auf den weiteren Weg des Autors, auf die Gärung des Gedankens, auf die Kraft des Ausfalls gespannt sein.

P. K. Kurz SJ

PACHER, Ingeborg: *Die unter dem Regenbogen*. Lyrik. Klagenfurt: Carinthia 1971. 76 S. Lw. 15,50.

Aus dem Land der Ingeborg Bachmann und Christine Lavant kommt die 1937 geborene Lyrikerin Ingeborg Pacher. Sie veröffentlichte Verse in Zeitungen, in der Monatsschrift „Geist und Leben“, im Funk. Dies ist ihre erste Buchveröffentlichung.

„Die unter dem Regenbogen / sammeln auch Steine. / Sie nageln Fragen an die Wand der Tage. Sie fallen einsam in die Nacht / und falten im Dunkel die Seele“ (7). „Der Regenbogen wankt. / Die alten Himmel sind zer-dacht“ (11). „Doch sie wissen den Weg, / die unter dem Regenbogen“ (7). „Das / Wort / ist / meine / Art / zu / atmen / und / mein /

Grund / zu / sein“ (14). Der Band ist viergeteilt. Der erste Teil umkreist das Regenbogen-thema. Der zweite spricht und betet aus der Nacht eines mystischen Vertrauens einem nicht faßbaren, unendlichen Du entgegen. Der dritte Teil, ein Gebrauchstext, paraphrasiert die Vater-unser-Bitten aus einer heutigen Wir-Situation. Der vierte Teil meditiert zwischen Schrei und Frieden die Situation des an Jesus Glaubenden. Aus den Versen spricht ein starker Ich-Kern und Ich-Raum. Die Autorin sagt über ihre Verse: „Die Nähe zu den Psalmen fasziniert mich, weil in den Psalmen im Du-Raum geatmet wird. Mein Bemühen geht dahin, selbst in die Identität von Wort und Sein zu gelangen. Deshalb ist mein Wort auf der Suche nach dem Du... Liebesgedichte sind letztlich Gebete, in denen die Isolation überwunden und der Weg zu Mensch und Ding und zu Gott freigelegt wird.“

Pachers Verse werden Lesern zur Betrachtung helfen. Trost spenden. Sie sind innerlich, heimatlich, sehr beseelt. Hält man die „Gebrauchstexte“ Dorothee Sölles (Wolfgang Fietkau Verlag 1969), vorab deren Erweiterung der Vater-unser-Bitten, gegen die Pachers, so springt ein denkbar großer Unterschied und Gegensatz ins Auge. Die Verse Sölles sind konkreter gesellschaftsbezogen, konzentrierter, im Sprechen und Denken intellektuell. Das Sprechen Pachers ist vergleichsweise „naiv“, was einmal eine gewisse Spontaneität und Ungebrochenheit meint, zum andern die noch nicht urbane Reflektiertheit und Härte des Worts. Pachers Verse kommen in den Bildern aus einer biblisch-lyrisch-christlichen Tradition. Neue Bilder schießen nur selten zusammen. Die Sprache liegt noch vor der Bewußtseinskrise des zeitgenössisch Schreibenden. Sie kommt ohne Verfremdung aus. Darin liegt Hilfe für die einen, die Problematik für die anderen. Das aus theologischer Feder stammende Geleitwort mag der ersten Gruppe als Empfehlung gelten. Die andere Gruppe nimmt Anstoß an dieser Klischee-Versammlung der „schöneren Welt“. Das geistig-theologische Wissen der Autorin und das begriffliche Herbeizitieren bekannter Zeitläufte verstärken die Gefahr,

daß das lyrische Wort zu schnell zu sich selbst und manchmal nur vermeintlich zum Gegenüber von Welt kommt. Hölderlin schloß seine Hymne „Der Einzige“ (in der ersten Fassung): „Die Dichter müssen auch / Die geistigen weltlich sein.“

P. K. Kurz SJ

CARDENAL, Ernesto: *Zerschneide den Stachelbraut*. Lateinamerikanische Psalmen. Aus dem Spanischen übertragen von Stefan Baciú. Wuppertal: Jugenddienst-Verlag 1970. 68 S. Brosch. 3,50.

Ernesto Cardenal, geboren 1925 in Granada (Nicaragua), studierte Literaturwissenschaft in Mexico und USA, kämpfte gegen das diktatorische Somoza-Regime in Nicaragua, wurde inhaftiert, trat nach seiner Freilassung in das Trappisten-Kloster Gethsemani (Kentucky) ein, dessen Abt damals Thomas Merton war. Weil er Kontemplation mit gesellschaftsbezogenem Tun verbinden wollte, gründete Cardenal als Priester mit einigen Freunden in Solentiname (Nicaragua) eine christliche Kommune, die in Armut unter indianischen Bauern lebt und als Ort geistiger Ausstrahlung Intellektuelle und Industrielle zu Besinnung und Gespräch anzieht.

Die in spanischer Sprache geschriebenen Psalmen, ein Bestseller der jungen Generation in Latein-Amerika, erschienen 1967 erstmals in deutscher Sprache. Heute werden sie bereits in Gottesdiensten verwendet. Cardenals Psalmen sind prophetisch, sozial und politisch. Sie entzündeten sich an Versen des Alten Testaments und am Geist Jesu, treiben, wie die alten Propheten, Gesellschaftskritik aus

dem Glauben. Sie prangern die Ungerechtigkeit des Systems und der Herren an, stellen ein durch Herrschaft unterdrücktes Leben als Verbannung aus Jerusalem dar. Psalm 1: „Selig der Mensch, der den Parolen der Partei nicht folgt / und an ihren Versammlungen nicht teilnimmt, / der nicht mit Gangstern an einem Tisch sitzt / noch mit Generälen im Kriegsgericht. / Selig der Mensch, der seinem Bruder nicht nachspioniert / und seinen Schulkameraden nicht denunziert. Selig der Mensch, der nicht liest, was die Börse berichtet, / und nicht zuhört, was der Werbefunk sagt, / der ihren Schlagworten mißtraut. / Er wird sein wie ein Baum, gepflanzt an einer Quelle.“ Psalm 36 beginnt: „Verlier nicht die Geduld, wenn du siehst, wie sie Millionen machen. / Ihre Aktien sind wie Heu auf den Wiesen.“ Was in diesen Versen auffällt, ist der ursprüngliche Geist des Glaubens, verbunden mit politischem Engagement, einem unideologischen, spezifisch christlichen. Hier ist die neue christliche Literatur! Das Wort mit Erfahrung, der Glaube mit Solidarität, Kontemplation mit Gesellschaftskritik, persönliche Armut mit sozialer Produktivität geeint – und all dies diesseits der hierzulande üblichen ideologischen Trends.

Soeben ist aus dem gleichen, aber mehr ins Innere gerichteten, ganz kontemplativen Geist Cardenals „Das Buch der Liebe“ erschienen (Peter Hammer-Verlag 1971). Es läßt den mystischen Grund des Dichters und Priesterbruders aufscheinen. „Gott ist überall, sogar am Broadway, seine Stimme aber hören wir nur in der Stille“, schließt die Betrachtung über „Identität.“

P. K. Kurz SJ

Theologie

WACHINGER, Lorenz: *Der Glaubensbegriff Martin Bubers*. München: Hueber 1970. 298 S. (Beiträge zur ökumenischen Theologie. 4) Kart. 40,-.

Die Münchener Dissertation – vorgelegt bei H. Fries – will dem *theologischen* Gespräch zwischen Judentum und Christentum dienen. Die interessante Arbeit füllt damit zugleich

eine Lücke in der umfangreichen Buberliteratur aus, die überwiegend philosophisch orientiert ist. Zwar setzt der Verfasser an den Beginn seines Werks – nach einer kürzeren Besinnung auf Bubers Frühwerk – ein Kapitel über die Philosophie des Dialogs, dann aber werden die Glaubensgeschichte Israels und die zwei Glaubensweisen Bubers erörtert, in